

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 45 (1962)
Heft: 10

Artikel: Natur und Ethik
Autor: Brauchlin, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

MONATSSCHRIFT DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

III, Oktober 1962

Nr. 10

45. Jahrgang

Natur und Ethik

Betrachtungen von E. Brauchlin

In einem früheren Artikel schrieb ich vom ethischen Unterricht: «Wir versuchen ihre (der Kinder) Geisteskräfte zu bilden und ihr Gemütsleben zu vertiefen, indem wir sie zur Erkenntnis der *Realitäten* in der Natur, in der Geschichte, im Zusammenleben der Menschen führen.»

Darauf entgegnete brieflich ein mir befreundeter Naturwissenschaftler, daß die Realitäten in der Natur *keine* Gelegenheit zur ethischen Auswertung bieten, denn «dem Menschen allein gehört das Bewußtsein von ‚Gut und Böse‘, also der Begriff einer moralischen Haltung».

Daran möchte ich einige Gedanken knüpfen, da ja in unserer Freigeistigen Vereinigung der ethische Unterricht zu den im Vordergrund stehenden Problemen gehört.

Auf den ersten Blick scheint mein Freund recht zu haben, denn die Forderungen für das moralische Verhalten innerhalb der menschlichen Gesellschaft lassen sich sicher nicht aus der Natur ableiten; sie haben sich im Laufe von Jahrhunderttausenden aus den Notwendigkeiten der Selbst- und der Arterhaltung ergeben. Aber auch die Tiere, besonders die in Gesellschaft lebenden, sind auf ein bestimmtes Verhalten angewiesen; wir dürfen ganz gut sagen, daß auch sie ihre «Moral» haben. Um uns aber nicht an der menschlichen Besonderheit zu vergehen, bezeichnen wir die tierische «Moral» als *Instinkt*. Darin pflichte ich aber meinem Freunde bei: «Wir Menschen beziehen unsere Moral nicht aus der Natur und können sie nicht mit Vorgängen in ihr begründen. Sie ist etwas durchaus Menschliches.»

Damit ist aber nicht gesagt, daß wir im Ethikunterricht den Blick der Kinder nicht auf die Natur lenken sollen. Unsere Grunddevise heißt: «Denken befreit.» Es könnte ebenso gut

heißen «Wissen befreit». Wissen befreit von Irrtümern, Aberglauben und damit auch von Fehltritten und Falschhandlungen. Dies auch in bezug auf die Natur. So wird ein Kind, das die Wiese als Lebensgemeinschaft unzähliger Pflanzen und winziger Tierchen als eine Welt für sich mit unendlich vielfältigem Wohl und Wehe kennengelernt hat und sie nicht mehr als zufälliges buntes Durcheinander ansieht, kaum mehr mit dem Stecken Blumen köpfen oder einen Ameisenhaufen aufstöchern, um sich am Gewimmel der um ihre Heimat gebrachten Tiere zu ergötzen. Auch das Wissen um die Herkunft des Menschen, seine organische Verwandtschaft mit den Tieren, seine Abhängigkeit von den Vorgängen in der Natur ist ethisch wertvoll; es verdrängt die menschliche Ueberheblichkeit, es öffnet den Weg zur gerechten und liebevollen Erfassung des tierischen und pflanzlichen Lebens.

Zur Begründung seiner Ansicht, die Natur biete keine Anhaltspunkte für ethische Besprechungen, weist mein Freund auf den grausamen *Kampf ums Dasein* hin, der in der Natur herrscht. Diesem wohnen gewiß keine ethischen Werte inne, und doch kann gerade er als Ausgangspunkt für wertvolle ethische, im besondern soziologische Besprechungen dienen, indem wir diesem unerbittlichen und unausscheidbaren Kampf in der Natur die dem Menschen kraft seiner geistigen Anlagen gebotene *Möglichkeit*, unangefochten ein friedliches, herzengewarmes Leben zu fristen, gegenüberstellen. Ich sage ausdrücklich: die *Möglichkeit*. Dann folgt die Frage: Hat er sie benutzt? Die Antwort fällt beschämend aus.

Denn welchem Bilde begegnen wir! Ein erheblicher Teil der Menschheit leidet Hunger, Millionen sind schutzlos verheerenden Krankheiten ausgesetzt. Ueberfluß und Not wohnen dicht nebeneinander. Die Hauptsituation im Menschenleben war stets und ist heute noch verbissene Konkurrenz, Kampf, Krieg.

Warum ist es so? Warum kann es trotz der ungeheuern geistigen Errungenschaften, der fabelhaften Technik, der glänzenden Kultur noch so sein?

Weil der Mensch ein Ueberbleibsel aus der Tierwelt mit ihrem naturbedingten Kampf ums Dasein noch nicht überwunden hat: den dem Selbsterhaltungstrieb innewohnenden

Egoismus.

Dieser ist für die Menschheit keine naturgegebene Notwendigkeit mehr, im Gegenteil, er hindert sie, auf dem Wege vom Menschen im biologischen Sinn zum Menschen in ethischer Bedeutung weiterzukommen.

Die Klarlegung dieser Tatbestände und Besprechungen darüber, wie der Mensch in sich selber und als soziales Wesen die friede- und glückzerstörende Selbstsucht bekämpfen und schließlich überwinden könnte, darf als eine Hauptaufgabe des

Inhalt

Natur und Ethik
Wir gratulieren
Ernst Brauchlin 85jährig
Lieber Gesinnungsfreund Brauchlin
Die Kirche auf der Stör
Das große Mißverständnis
Pressespiegel
Splitter und Späne
Literaturstelle empfiehlt
Totentafel
Aus der Bewegung

ethischen Unterrichts betrachtet werden, dem es ja obliegt, die jungen Menschen zu edelwirkenden Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen.

Mein Freund verschließt sich der Tatsache nicht, daß es in der Natur auch *gegenseitige Hilfe* gibt. Aber er meint, diese — Symbiose genannten — Verhältnisse seien nur vom Standpunkt der Nützlichkeit für beide Symbionten, aber nicht ethisch zu verstehen. Im Zusammenhang damit schreibt er immerhin: «Es scheint zwar, daß moralische Motive auch bei den höherentwickelten Tieren vorhanden seien. Es sei nur an die Mutterliebe erinnert. Aber daß diese nur triebhaft, also ein Instinkt ist, geht schon daraus hervor, daß das Mutter-Kind-Verhältnis aufhört, wenn die Kinder selbst Nahrung suchen können. Dann werden sie vertrieben, oder sie suchen aus innerem Drang freiwillig ein Revier, wo sie nicht Freß-Konkurrenten der Alten sind.»

Wohl wahr. Doch ist dazu immerhin einiges zu sagen.

Wenn nicht gerade im Mutter-Kind-Verhältnis, so sind wir Menschen im allgemeinen doch noch nicht darüber hinausgekommen, unsere Artgenossen als «Freßkonkurrenten» aufzufassen. Dieser Urinstinkt ist in uns noch nicht ganz erloschen. Man sollte den Instinkt überhaupt nicht als ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier ansehen; beide haben daran teil, das Tier mehr als der Mensch. Nietzsche wäre zwar mit dieser Behauptung kaum einverstanden. Er sagt darüber: «Man muß noch den größten Teil des bewußten Denkens unter die Instinkt-Tätigkeit rechnen, und sogar im Falle des philosophischen Denkens», und er verneint, daß das «Bewußtsein» in irgend einem entscheidenden Sinne dem Instinktiven entgegengesetzt sei. Er nennt den Instinkt unter allen Arten von Intelligenz, welche bisher entdeckt wurden, die intelligenteste. Aber wir Menschen haben uns angewöhnt — wie schon einmal angedeutet wurde —, unsere Handlungen auf Intelligenz und moralisches Bewußtsein zurückzuführen, während wir das Verhalten von Tieren, das den Eindruck bewußten Wollens, verständiger Ueberlegung oder gefühlsmäßigen Handelns macht, zur scharfen Unterscheidung vom Menschlichen als *Instinkt* bezeichnen. Wir wollen es nicht wahrhaben, daß wir mit unserem überlegten, zielbewußten Handeln im tiefsten Grunde «bloß» einem Naturtrieb folgen, oder — den Spieß umgedreht — daß bei den Tieren ähnliche Gefühle wirksam sind wie bei den Menschen.

Wie deutlich treten sie hervor im Mutter-Kind-Verhältnis. Man denke an die Selbstaufopferung von Tieren zum Schutz oder zur Verteidigung ihrer Jungen, an die mühevollen Pflege, an die Anleitung zur Lebenstüchtigkeit. Wohl ist diese Sorge nur von kurzer Dauer; aber wir müssen dies mit der Kürze der Lebenszeit und mit dem Kampf ums Dasein in Beziehung setzen, wie auch mit dem Umstand, daß das Tier keinen Blick in die Zukunft hat und damit auch keine Zielsetzung kennt, weder für sich selber noch für die Jungen. Uebrigens kommt auch bei den Menschen der Zeitpunkt, da es die Jungen zur Selbständigkeit drängt oder, wenn die Trägheit den Selbständigkeitstrieb überwiegt, die Eltern dem Sohne oder der Tochter bedeuten müssen, es sei nun Zeit, sich auf eigene Füße zu stellen, auch wenn keine Nahrungssorgen mitspielen. Wohl bleibt bei den Menschen in der Regel das Zusammengehörigkeitsgefühl, echte Herzensliebe bis zum Tode. Es erkaltet aber auch nicht selten, besonders bei den Jungen, und versagt, wenn die Eltern ihrer Hilfe bedürften. Wir alle kennen in dieser Hinsicht herbe Altersschicksale. Und wie sehr die Menschen einander noch als «Freßkonkurrenten» empfinden, zeigt sich sehr häufig mit größter Deutlichkeit, wenn es ans *Erben* geht.

Wir vergehen uns nicht gegen die Wahrheit, wenn wir im ethischen Unterricht Beispiele mütterlicher Aufopferung aus dem Tierreich herbeiziehen, obwohl das Tier nicht aus morali-

Wir gratulieren

Am 18. Oktober wird Gesinnungsfreund Ernst Brauchlin 85 Jahre «jung», wie er sich selbst einmal humorvoll ausdrückte. Hinter diesem Scherzwort verbirgt sich aber eine Wahrheit: Unser Ehrenpräsident ist jahraus, jahrein von einer beneidenswerten Lebendigkeit und geistigen Frische. Davon zeugen seine vielen Beiträge, die in unserm «Freidenker» veröffentlicht werden können, auch die vorliegende Nummer enthält ja Wesentliches aus seiner Feder. Davon zeugen seine Bücher, die zwar vom Bestsellersturm überflutet, doch den Kundigen lebensfrisch und unverstaubt anmuten. Davon zeugen seine Vorträge und Ansprachen, aber auch seine Worte im Kreise der Freigeistigen Vereinigung, mit denen er oft klärend und richtungsweisend eingreift.

All das ist Ausdruck seiner Persönlichkeit, die so ganz durchdrungen ist vom freigeistigen Gedankengut, von freigeistiger Ethik. Das ist es auch, was ihn so jung erhält, denn er vertritt eine Weltanschauung, der die Zukunft gehört. Wir wünschen ihm, daß er uns in seiner Jugendlichkeit noch recht lange erhalten bleiben möge.

Zentralvorstand und Redaktion

schen Impulsen handelt. Hand aufs Herz: Liebt die menschliche Mutter aus Moralität? Sorgt sie, kümmert sie sich, opfert sie sich für die Kinder auf aus moralischen Erwägungen? Nein, sie tut es aus dem naturgegebenen Grundgefühl der arterhaltenden Mutterliebe, die der ganzen Lebewelt unbewußt als Trieb innewohnt.

Mein Freund übersieht selbstverständlich die *gegenseitige Hilfe* in der Natur nicht, von der der Wiener Biologe Paul Kammerer sogar sagt, dieses Prinzip spiele in der Entwicklung der Lebewesen wie in der Kultur eine ebenso große Rolle wie der Kampf ums Dasein. Dieselbe Meinung vertritt Peter Kropotkin in seinem Buche «Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung», worin er besonders die Lebenserleichterungen hervorhebt, die viele Tiere durch die Vergesellschaftung erfahren. Aber auch hierin zieht er einen zu dicken Strich zwischen Natur und Menschenwelt. Seine Auffassung, diese Verhältnisse (Symbiosen genannt) seien «nicht ethisch zu werten, sondern nur vom Standpunkt der Nützlichkeit für beide Symbionten», ist wohl richtig, denn sie bilden das unerläßliche Gegengewicht zum Kampf ums Dasein. Aber auch die Existenz des Menschengeschlechtes beruhte von allem Anfang an auf der Bildung symbiotischer Verhältnisse. Die einzelnen Individuen waren auf gegenseitige Hilfe — gemeinsame Futtersuche, gemeinsame Abwehr- und Schutzmaßnahmen — angewiesen. Diese Gegenseitigkeit in der Lebensermöglichung und bei der Schaffung besserer Lebensumstände wurde im Laufe der geistigen Entwicklung zur bewußten Zusammenarbeit und zur bewußten helfenden Tat und führte in undenklicher langer Zeitfolge zur Kulturgestaltung unserer Tage, die als *eine* allumfassende Symbiose zu betrachten ist. Wohl kam diese auf Grund bewußten Wollens, berechnenden Planens zustande, aber ihre Wurzeln reichen tief hinunter in das tastende Suchen der Natur nach Mitteln zur Lebenserhaltung.

Die Erkenntnis, daß das Menschliche weit über die physische Entwicklung hinaus (eben bis hinauf in die moralische Sphäre) etwas *natürlich Gewordenes* ist, soll dem denkenden Menschen als Aufforderung gelten, die ursprünglich rein instinkthafte, symbiotische gegenseitige Hilfe aus erkennendem, gemütsbewegtem Wollen heraus bewußt zu üben, damit das menschliche Dasein endlich zu dem werde, was es sein sollte und sein könnte: ein allumfassendes, allbeglückendes, friedvolles Füreinander im frohen Wettkampf um die Schaffung des Besten und Größten, was menschlichen Kräften zu tun möglich ist.

Vielleicht ergreift diese natürlich unterbaute Verpflichtung das menschliche Herz tiefer als das (auch von meinem Freunde abgelehnte) aus mystischem Nebel hergeholte «Du sollst!» Und darum halte ich es für unerlässlich, im ethischen Unterricht das Denken der Jugend auf die Natur, die ja auch des Menschen Mutter ist, hinzulenken.

Ernst Brauchlin 85 Jahre

Am 18. Oktober 1962 wird Ernst Brauchlin 85 Jahre alt. Mit ihm verbindet mich eine vierzigjährige Freundschaft und über fünfzigjährige Bekanntschaft.

Der Lehrer

Diese Bekanntschaft begann mit einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1909, als ich in die vierte Klasse eintrat. Die ersten drei Schuljahre hatte ich meist Vikarinnen gehabt. So war ich auf den neuen Lehrer sehr gespannt. Es hieß, er sei sehr streng. Dabei dachte ich an meine Schulhefte, denn ich war mehr Flächen- als Linienmaler. Doch es hätte gar nicht schöner und besser kommen können.

Der neue Lehrer war Ernst Brauchlin, groß, schlank, die verpersönlichte Disziplin. Er hielt die ganze Klasse vom ersten Augenblick an in Atem und in Zucht. In Zucht, weil keiner Lust zu Allotria verspüren konnte. In Atem, weil der ganze Unterricht immer wie ein spannender Film ablief. Das Rechnen, ganz besonders das Schnellrechnen, war ein Sport. Uebrigens einige der wenigen Sportarten, für die ich mich wirklich begeistern konnte. Der Deutschunterricht war ein Genuß. Sprache kommt vom Sprechen. Ernst Brauchlin machte die Sprache lebendig und die Rechtschreibung verständlich. Das Lesen wurde zur Freude. Herr Brauchlin wählte die schönsten Lesestücke aus, konnte sie großartig vorlesen, fesselnd behandeln, alle blieben sie im Geiste haften. Das Schönste aber war das Vorlesen am Wochenende, wenn die Klasse fleißig und artig gewesen war, so etwa die Geschichte «Nicolas und Carlos Kinderjahre in Argentinien». Noch heute erheitern mich die einzelnen, fröhlichen Stellen.

So war jedes Unterrichtsfach bei Ernst Brauchlin eine wirkliche Freude. Herr Brauchlin lehrte seine Schüler nicht nur sich sprachlich klar und richtig auszudrücken, sondern auch eindruckliche Erlebnisse in anschaulichen Worten festzuhalten.

Zeichnen und Malen übten Hand und Auge, besonders erfreute uns das Pastellmalen. Unser Lehrer zauberte die herrlichsten Frühlingsbilder an die Wandtafel, hier entstanden Obstbäume in strahlender Blütenpracht auf leuchtend grüner Wiese. Unter seiner Leitung sangen wir muntere, frohe Weisen, oft durfte man sich sogar sein «Leiblied» wünschen. Besonders fesselnd gestaltete Herr Brauchlin die Realien, so etwa die Heimatkunde. So ging's eines schönen Morgens auf die Helmhaus- und die Rathausbrücke. In der Ferne erblickten wir die Alpen, die Berge, dann den Zürichsee, die Limmat, links das Großmünster und das Helmhaus, das Rathaus und die alte Fleischhalle mit dem Posten der Kantonspolizei, rechts die Post, das Stadthaus, die Fraumünsterkirche. Dann marschierten wir wieder ins Schulhaus Mühlebach zurück, und hier entstand ein Stück Stadtplan, der Grundbegriff der Landkarte und der Geographie.

Der Erzieher

Ernst Brauchlin ist nicht nur zum Lehrer geboren, der seinen Schülern wirkliche Freude am Lernen und selbständigen Denken sowie praktisch wertvolles Wissen für das Leben beizubringen vermochte, er ist vor allem auch der wirkliche Erzieher, also ein wahrer Pädagoge. Wir spürten es, wir waren nicht nur seine Schüler. Jeder einzelne war ihm persönlich als werdender Mensch für drei Jahre anvertraut. Es war seine große Aufgabe, aus jedem von uns das Beste zu machen, uns ein wichtiges Stück auf unserm Lebensweg zu führen, uns Halt und Richtung zu geben. Vielleicht veranschaulichen dies einige Beispiele besser als eine längere Abhandlung.

Es war Gesangstunde, das Töchterlein eines Dirigenten war zu schwatzhaft. Wir wurden im Singen geprüft. Herr Brauchlin überraschte es mitten in seinem fließenden Element: «So, Emma, wir wollen einmal sehen, ob du auch so gut singen wie schwatzen kannst.» Sie bestand die Prüfung glänzend, eine aufrichtige Anerkennung und die Worte: «Ja, Du kannst beides, sehr gut», verfehlten weder auf das Mädchen noch auf uns die Wirkung. Hans, einer der letzten der Klasse, war schon ein eifriger Raucher. Vor fünfzig Jahren war das wohl viel ungewöhnlicher als heute. Wir wußten auch, daß Hans das Geld weder selber erspart noch verdient hatte; so las uns Herr Brauchlin das Gedicht von Hebel vor «Weisch wo der Weg zum Guldi goht? Er goht de rote Chrüzere noh und wer nöd uf de Chrüzler luegt, de wird zum Guldi schwerli cho.» Noch

Lieber Gesinnungsfreund Brauchlin

Ob Sie es wohl entschuldigen, wenn ich mich auch noch mit ein paar Zeilen in diese Geburtstagsnummer einschmugge? Ich weiß wohl, es gibt viele Gesinnungsfreunde, die Sie länger kennen als ich — weil sie eben älter sind; es gibt auch manche, die Sie *näher* kennen als ich, weil sie als Zürcher das Glück haben, in Ihrer Stadt zuhause zu sein und Ihrer Ortsgruppe anzugehören; es wird auch zahlreiche geben, die Sie wirklich *besser* kennen als ich, weil sie in direktem Kontakt mit Ihnen stehen, Zeit und Gelegenheit haben, mit Ihnen ausgiebig zu diskutieren. Etwas aber habe ich all diesen Beneidenswerten voraus: Ich durfte Ihren Einfluß auf meine «geistige Entwicklung» selbst erleben und kann heute darauf zurückblicken.

Als ich Sie vor zehn Jahren kennen lernte, war ich ein junges, unfertiges, «stürmendes und drängendes» Jüngferlein. Heute bin ich zwar weder alt noch fertig, aber ich stürme und dränge doch weit weniger, und das Jüngferlein ist zur braven Hausfrau und Mutter geworden. Ich will nicht übertreiben: Daran sind Sie natürlich nicht allein schuld. Wenn ich aber auf diese zehn Jahre unseres Briefwechsels zurückblicke, wenn ich gar zu den Briefen aus den ersten Jahren greife, dann wird mir so recht bewußt, wie viel ein reifer Mensch mit Ihren erzieherischen Fähigkeiten einem noch im Umbruch befindlichen zu geben vermag. Sie werden deshalb

auch begreifen, daß ich — egoistisch wie ich immer noch bin — nicht nur Ihnen zum vollendeten 85. Jahr gratuliere, sondern gleichzeitig mich selbst dazu beglückwünsche, daß ich nun schon seit zehn Jahren mit Ihnen korrespondieren darf.

Ich weiß, ich war oft eine faule Briefschreiberin, besonders dann, wenn mich etwas besonders bewegte. Konnte ich dann aber mit meinen weltanschaulichen oder persönlichen Problemen gar nicht mehr fertig werden, so erinnerte ich mich auf einmal wieder des verstehenden Freundes, griff zur Feder oder in die Tasten der Schreibmaschine, — und schon während ich schrieb erschien mir die Angelegenheit lichter und klarer, nicht nur weil ich sie mir «von der Seele schreiben» konnte, sondern weil ich wußte, daß meine Schmerzchen auf *Verständnis* stoßen würden. Dieses Verständnis ist ja das ganz besonders Wohltuende, muß der Grund sein, weshalb Sie uns Junge anzuziehen vermögen und für uns kein weiser alter Mann sind, sondern ein Freund, bei dem wir den Altersunterschied kaum spüren. Ich erinnere mich nicht, von Ihnen je einen bestimmten Rat erhalten zu haben oder einen Hinweis, was Sie nun im speziellen Falle für das Richtige hielten, aber ich habe *Verstehen* und *Mitfühlen* gefunden, ein Gemüt, das bereit war, an dem teilzunehmen, was mich bewegte, und das für mich — und ist wohl für alle Jungen in den «gärenden Jahren» — das Allerwichtigste und das Allerschönste.

Lange Zeit war es mir rätselhaft, woher Ihre Kunst stammt, sich den Nöten und Kümernissen der Mitmenschen so ganz zu öffnen.